

Die Große Berliner Kunstausstellung.

Die Ausstellung ist diesmal nicht in dem Irngarten des Roabiter Glaspalastes untergebracht worden; sie mußte sich mit den wenigen, aber sehr gepflegten und durch ihr Licht besonders günstigen Räumen der Königl. Akademie am Pariser Platz zufriedengeben. Es bedarf keines Wortes, um festzustellen, daß der Zwang solcher Einschränkungen für die Ausstellung, zum mindesten aber für ihre Besucher ungewöhnliche Vorteile bringt. Man kann diesmal bequem in einer Stunde einen lehrreichen Überblick bekommen, und wenn man die doppelte Zeit aufwendet, ist man in der Lage, alles, was irgendwie interessant scheint, zu würdigen. Durch solche äußerliche Veränderungen hat selbstverständlich die Kunst, die es zu sehen gibt, keine Neugeburt erfahren. Die Herren Approbieren, die hier beieinander sind, bleiben mehr oder weniger (einige lehrbegründete Ausgenommen) harmlos, bürgerlich und außerhalb der entscheidenden Entwicklung.

Da es kaum noch zeigen kann, soleses Gesamturteil, wie es nun seit langen Jahren feststeht, wieder einmal mit neuen Worten zu schleifen, um dabei doch nichts Neues zu gewinnen, so wollen wir uns diesmal damit zufriedengeben, häufig der Reihe nach die Bilder und Steine, wie sie ausgestellt sind, anzusehen.

Im Vorraum stehen einige belanglose Plakate: Beachtung verdient eine große weibliche Figur von Peterich (406). Sie ornamentiert sich mit ihrem eigenen Haar, und möchte dadurch über den Wert einer einfachen Studie hinwegtäuschen. Ihr gegenüber hängen zwei Bilder, deren eines (296) zeigt, wie eine Dame den Götzen mit kunstgewerblichem Geschick verarbeitet. Das andere (42) ist ein üblicher Brandenburg, eine tosende Allegorie des Krieges, blaurot und wirbelig.

In dem ersten großen Saal hängen einige der wenigen Kriegsbilder, die man hier zu treffen sich kaum wundern kann. Mit den zwei Darstellungen, die der Untergang des „Blücher“ fand, erschöpft sich das Künstlerische, was alle anderen Bilder dieser Art aufzuweisen haben. Es sind Darstellungen aus der Phantasie ohne eigentliche Phantasie. In der Nummer 281, einer Aischermesse von Rudolf Koch, begegnet man einer für diese Ausstellung sehr typischen Erscheinung. Das Geschiebe der Plakate, der rote Perlenfall der Aischern und die dreien Fingerringe zeigen, daß der verpönte Impressionismus auch in den heiligen Hallen der „Großen“ seinen Einzug hält, eine Beobachtung, die wir immer wieder machen können. An der einen Wand hängen mehrere Bilder von Eduard von Gebhardt; sie lehren uns, daß durch eine Verringerung des Kostüms nicht die Malerei verwandelt wird. Gebhardt kleidet die Figuren der evangelischen Geschichte in die Gewänder der Reformationszeit; er glaubte damit etwas Modernes zu tun. Seine Bilder bleiben aber Geschichtsmalerei im alten Sinne. Die Handwerksbücher, die als soziales Element zwischen den Kriegsbildern stehen, sind nur Statisten. Otto Antoine ist gleich wieder einer, der den Impressionismus schmuggelt; die „Leipziger Straße“ (10) will die Bewegung sichtbar machen, so zeigt sie die Konturen vertikal und horizontal, die Farben als lose Flecke. Eine noch verächtlichere Anteihe (das Gute liegt) macht Paul Plonitz; „Das gestreifte Kleid“ (421) ist ohne Renouir nicht vorzustellen. Es fehlt allerdings die verführerische Süßigkeit des Franzosen, das Raffige. Durch das gelbe Tuch, das in dem Korb liegt, wird die Absicht, dekorativ zu sein, ein wenig zu deutlich. Der Direktor der Porzellanmanufaktur, Schmutz-Vaudiz, zeigt das große Porträt einer Dame (484). Man erinnert sich an den Wiener Mint und amüsiert sich über den neoimpressionistisch getupften, gefunkteten Hintergrund: grün, blau, violett. Solide bürgerliche Melancholie. Eine gute Landschaft hat Ter Hell gemalt (die Landschaften sind überhaupt das Beste auf dieser Ausstellung); der großformatige Bild (193) baut sich in Flächen auf, auf dem Schnee bewegen sich blaue Schatten, blau verfliegen die Hügel in dem fernen Hintergrund des stillen Bildes. Die Leinwand nebenan (176), eine Osterfeier von Adolf Harten, erinnert an Viktor Müller (doch fehlt das Dämonische) und an den Weimarer Buchholz (doch fehlt die geistreiche Kritik). Das figurenreiche Bild, das W. Geffken von einer Rednerin (132) machte, läßt in der Gardine und in dem flüchtigen Stillleben abermals die lede Hand des Impressionismus erkennen. Mit dem gleichen Hinweis ist das kleine Stadtpanorama von Karl Wendt (354), ist ein Bildnis, das Hans Looschen malte (340), eine flotte Bewegung, grau in grau, zu nennen. Mohrbutter ist eine Klasse für sich; wenn auch nicht überwältigend, so doch reizvoll. Das Stillleben (374), Glas und Keramik, ist (so läßt es sich sagen) eine Sinfonie in blau. Aber alles sehr geschmackvoll und sinnlich lebendig; das Stoffliche

ist deutlich fühlbar. Ob freilich die Originale in ihrer eigenen Natur nicht schöner sind als in der Komposition des galanten Bildes, ist nicht leicht zu sagen. Kunst, die an Kunstwerken geschieht, kann immer mit solchem Einwand rechnen.

Im nächsten Saal, gleich links (372), von Moderohn die bekannte Birken-Moorstimmung; schmutzig-violette Töne, brandgelber und grauer Rauch, der aus der Erde zu dampfen scheint. Heimatkunst. Eine neue Nuance für die Art, wie der Impressionismus wirkt, zeigt das skizzenhafte Bildnis (371), das Walter Riehe frei nach Trübner gemalt hat; man beachte, wie sich die Nase und das Kinn aus großen rechteckigen Flecken zusammenfügen. Die architektonische Robustheit, das Gesunde solcher Malerei wird besonders deutlich, wenn man sie mit der von Konrad Kiesel (202) vergleicht. Diese dünne, glatte Ladmalerei, die in den Spuren von Gainsborough schlüpfte, ist ganz unecht. Dill (66) blieb der Alte; wattierte Effekte. Eine recht gefällige Arbeit ist die korrekte mit Farben ausgetuschelte Abzeichnung eines vertikalten Hofes (324) von Max Lieber. Das große Bild von Kallmorgen (250) bringt nichts Neues. Das Wasser wirkt wie immer ölig und so, als wenn es nur Oberfläche, aber keine Tiefe hätte. Ein ganz interessanter Bilderbogen. Ein Beispiel für Malerei, die nicht gesamt ist, gibt das Interieur Nummer 482; die Stühle stehen nicht nebeneinander, sondern durchdringen sich, der eine links vernichtet das Tischbein, die Rosen, die anscheinend aus einem Topf, der auf dem Tisch steht, herauswachsen, könnten aus für einen Teil der Tapete gehalten werden. Sehr flott malt Robert Friederichsdorff; ein farbige Tapiserie, aus hellem Gelb, weißlichem Grün, grünem Grün, schwärzlichem Grün, Oliv, Schwarz und hellem Violett mit temperamentvoller Hand zusammengesetzt. Die Schilderung der Marienkirche in Prenzlau, wie sie Hans Hartig (177) gibt, ist zweifellos schwächer als die Wirkung, die diese mächtige Schöpfung märkischer Backsteingotik aus eigener Kraft zu leisten vermag. In dem Bild herrscht eigentlich ein Schlitten vor, der im Vordergrund steht, grün mit violetter Einfassung. Die einzelnen Baulkörper haben etwas Kulissenhaftes, das Bild in seiner Ganzheit erinnert an Modellierbogen. Dabei ist es aber durchaus nicht geschmacklos und kann als Wandbild für Schulen und Amtszimmer gut verwendet werden. Vom toten Frenzel (109) ein Herbstwald, der die stille Innigkeit dieses erlichen, wenn auch wenig geilenen Malers gut kennzeichnet.

Im nächsten Saal hängen einige recht tüchtige Landschaften, 283, 460, 248; auch auf ihnen überwiegt das Illustrative, aber der Vortrag entbehrt nicht des Charakters noch der Gewandtheit. Das junge Mädchen, das Landenberger als „Frühling“ (308) tanzen läßt, ist harmlos; symbolische Halbakte erinnern immer etwas an Gartenlaube. Sehr fatal ist, wie immer, Schuster-Woldan; er malt eine Dame in Blau (498) und gibt ihr einen grünen Apfel in die Hand. Solche Absichten, Schwärze, die entweder dem Apfel oder dem Menschen schaden müssen, sind ein Zeichen von malerischer Inerogenheit. Eine ganz tolle Sache leistet sich Fritz Burger (54); er setzt einen Knaben auf eine Biene. Schreibt darunter „Deutsche Hoffnung“ und ruht dabei, zwar ohnmächtig, aber unverkennbar, den als deutschfeindlich reichlich beschimpften Ferdinand Hodler. Eine Erinnerung an die Malerei der Münchener Dekoraturer bringt das Bild von Leo Fuchs, das selbstverständlich ein Bacchanal darstellt. Weiße und schwarze Frauen balgen sich mit Panther und Tigern; perlmutteriges Fleisch und Rüsterdampf. Man möchte aber doch glauben, daß trotz alledem Fuchs (zum mindesten als Maler) ein ganz harmloses Gemüt ist. Eine erfreuliche Arbeit hat Eduard Steinbach gemalt (520); eine alte Fischerstran, im feierlichen Saal, inmitten der Buntheit ihres Zimmers. Das Bild hat zwar mehrere Themen, erstens den Kopf, den sehr gut gemalten Kopf der alten Frau, zweitens die Schleife am Kopfbogen der Alten, drittens einige proteste Wippen, die auf dem Mahagonischreibtisch stehen; aber ein Zusammenhang bleibt. Technisch bedenklich ist ein Bild von Karl Fehmerl (214); ein Buchenwald, dessen Blätter geplatzt wurden. Sie wirken aufgeleckt. Solch ein Experiment ist nicht ganz reizlos, aber es streift die Grenze zwischen Malerei und Bonoptismus.

In den kleinen Nebenräumen zunächst ein Kinderbild von Linde-Walther; die Buntheit, die sich auf der Haut des trampelnden nackten Kerls (331) entfaltet, ist bei dem frohigen Auftrag, den der Maler wählte, sehr belustigend. Brandis zeigt eines seiner bekannteren Interieurs (45), das durch eine Harmonisierung in Schwarz und Silber sehr vornehm wirkt, ohne eigentlich kraftvolle Malerei oder auch nur lebendige Empfindung zu sein. Ernst Pickardt bewährt sich auch diesmal als ein Bildmaler für Männer. Das Offiziersbild (415) in der grauen Zelduniform gibt verblüffend das Struppige und Knurrige solch

eines flotten Gaudogens. Nebenan: von Julie Wolffhorn einige weitere Belege für den erfolgreichen Einfluß des Neoimpressionismus (569). Ein gutes Bild malte Hartmann-Dreiwitz (179); entseelte Häuser stehen im Hintergrund und die berühmten „Toten Augen der Fenster“ bliden schon in die Leere, vorn fliegendes Geißt, das an van Gogh erinnert. Sehr heiter ein Viehmarkt, den Erich Feyerabend gemalt hat (98). Die blauen Mittel der Treiber wurden als rhythmisches Element in dem Gemimmel der horizontalen Viehkörper genutzt. Das Erich Erler (88) allerlei von Segantini gelernt hat und so ein Kornfeld mit Meliesmalerei zu bewältigen versucht, wird zur Kenntnis genommen. Nicht ungewandt ist ein zweites Bild von Eduard Steinbach (519), eine Ausladestelle bei Hamburg, blauflübrig gleitet leichtflüssiges Wasser in den Dunst des fernen Horizontes.

In einem der nächsten Säle gibt es (311 und 312) einige Verwischungen von eingebildeten Bildhauerarbeiten; es ist von Benedig, wie im Katalog verheißt wird, wenig zu sehen übrig geblieben. Eine Grablegung von Wilhelm Pape ist nur schrecklich, und ein soziales Thema, ein Torfarbeiter wurde von Walter Pirne allzu hart und langweilig bearbeitet. Eine Kohlezugung von Julius Riederer (487), Kriegsboten, die im Lampenlicht gestrickt werden, hat dem Hersteller gewiß sehr viel Arbeit gemacht; die Wirkung steht aber in keinem rechten Verhältnis zu solchem Kraftaufwand. Im nächsten Saal finden wir die einzige Plastik der Ausstellung, die Aufmerksamkeit verdient; man spürt die Zwangsläufigkeit, die der Block befohl. Edmund Böller hat den weiblichen Körper (278) in den Stein ökonomisch hineinkomponiert, oder, wenn man will, er hat diesen Körper aus dem Stein herausgeholt. Die Natur mußte sich einige Beugungen und Vertiefungen gefallen lassen; derartige Prozesse aber sind es gerade, die, wenn sie mit bildnerischer Kraft durchgeführt werden, den Reiz eines Kunstwerks ausmachen.

Im nächstfolgenden Zimmer findet sich gleichfalls eine Einzelheit, das einzige graphische Blatt, das zu festeln weiß, ein Holzschchnitt von Paul Kubfuch (297), eine Frlusdjene; man erlebt die Arbeit des Messers, das Holzspalten, ein mühseliges Gegen-einander von Schwarz und Weiß. Die Zeichnungen von Richard Müller (384) verblüffen durch ihr krankhaftes Detaillieren; jedes Haar des Bärenfells ist wiedergegeben.

Saal 5: Sprung auf... Im nächsten Saal eine ganz gefällige Arbeit von Friedrich von Schachnach, Ziegen, die als Silhouetten gegen einen flachen Hintergrund stehen. So etwas wie Gartenhausmalerei aus einer späten Goethezeit, ein wenig römisch, ein wenig sentimental, ohne besondere technische Klünfle.

Mit solcher Wanderung ungefähr ist das Wesentliche, das die Große Berliner Kunstausstellung 1915, erster Teil (Fortsetzung folgt im August) zu bieten hat, erschöpft.

Robert Bruner.

Soziales aus Süditalien.

Kennt du das Land? Tausende werden antworten: Ja! Sie sind dagewesen. Haben mit dem Vaedeler oder Meyer in der Hand alle Sehenswürdigkeiten angefordert und sind weitergezogen, bis der Urlaub und die Reiselasse erschöpft waren. Besonders von Süditalien schwärmen sie: Neapel, Vesuv, von dem azurblauen Meer, dem indigoblauen Himmel, den Palmen am Meeresfrande, darin mischen sich ein wenig düstere Farben: Kamorra, Mafia, Brigantentum. Sie kennen das Land.

Aber von den sozialen Verhältnissen des Volkes wissen sie nichts. Da ja doch! Sie sprechen von saulem Lazzaroni, der seine Macaroni verknäuelte und dann zu Verdauungszwecken stundenlang in der Sonne liegt. Das Studium der sozialen Zustände Süditaliens gehört nicht zum Programm der Vergnügungsreisenden. Es ist auch kein Vergnügen. Kein Führer verzeichnet z. B. in Neapel einen Fondaco oder eine Schwefelgrube in Sizilien.

Was ist ein Fondaco? Dem Wörterbuche nach ein Verkaufsgewölbe, ein Warenlager. Aber in Neapel sind sie zwar Lager, doch nicht von Waren. Es sind die Lager, wo das menschliche Elend aufgestapelt ist: riesenhaft und entsetzlich. Unter einem Fondaco versteht man ein Gebäude, Jahrhunderte alt, in dessen unterirdischen Kellerräumen, nassen, lichtlosen Löchern Tausende von Proletariern haufen: Proletariet im akromischen Sinne, Menschen, die nichts, aber auch gar nichts ihrer eigenen nennen als ein paar elende Kinder, Menschen, die leben vom Bettel, von einem kleinen Handel oft mit den widerlichsten Dingen, durch deren Hände im ganzen Jahre keine hundert Lire gehen. Und in dem göttlichen Neapel mit seinen Früchten der Natur, mit dem Pomp seiner Kirchen und religiösen Unzucht, mit der Auf-

doch fast so aus, als wären sie auch eines Ozeans Herr geworden, wenn sie nur gewollt hätten!

„Schließlich ist es doch nicht unsere Sorge, ihre Geschäfte nachträglich zu bedenken. Genug, wir holen ihr Silber aus dem Berge. Mit Eimern, Beons und Maultieren das Wasser aus dem Berge zu schaffen ist doch verdammt keine Kleinigkeit; dazu ist es bei uns zu nah. Und weiß der liebe Himmel, was sonst alles den Leuten störend in den Weg getreten sein mag: Kapitalmangel oder Krieg, Revolution, Arbeiterrevolte, Tod und Krankheit der möglichen Leute; wirklich, es gibt mehr als eine Möglichkeit, die ihren Wirken ein jähes Ende bereitet haben kann. Warum sollen wir darüber nachgrübeln; genug, daß wir Vorteil von den Mühen anderer Leute haben!“

„Und all solch Unheil kann uns doch auch in den Weg treten!“

„Lewis, ich verstehe Dich nicht mehr.“ rief Stuart erregt. „Gewiß, wir beide können hier auf der Stelle vom Bliz erschlagen werden. Dann ist alle Mühe vergeblich gewesen, dann ersäuft die Maria Carmen wieder, vielleicht für immer — und was die Hauptsache ist, Du hast mit Deinem Skeptizismus und Deiner Gespensterkurst recht behalten!“

„Ich möchte wohl, Du behieltest recht, John!“

Und jeder von uns ging wieder an seine Arbeit.

Der Berg von Silbererzen, der auf unserem Hofe aufgestapelt wird, ist zu einer beträchtlichen Höhe angewachsen. Neue Probleme treten an uns heran, nämlich die Aufgabe, die Erze zu stampfen, anzureichern, das heißt, sie möglichst vom tauben Gesteine zu befreien, und nach Daraca zu schaffen. Natürlich ist es keine Frage, die von heute auf morgen erledigt zu werden braucht; der Hof ist groß und vermag noch monatelang die aus dem Berge herausgeholtene Schätze aufzunehmen; aber einmal wird der Platz doch nicht mehr langen, und andererseits müssen wir endlich zu ver-dienen anfangen; es darf nicht so fortgehen; wir brauchen Geld, viel Geld, um unseren Betrieb zu entwickeln.

So hatten wir gestern abend, in einer stillen, schönen Stunde auf der Bank vor dem Minenhause ein langes und ernstes Gespräch über die Zukunft des Imparcial.

Noch ist die Rade, die der Tod in unsere Reihen riß, als er Ward von uns fortnahm, nicht ausgefüllt. Wir hatten bereits vor einiger Zeit den Versuch gemacht, einen Nachfolger für Ward zu finden, aber vergeblich. Mit meinem Freunde Hermann Schmidt in Stadt Mexiko stand ich ja während meines ganzen Aufenthaltes in unserer Wüste in

einem gelegentlichen Gedankenaustausche, und kurz nach Arthurs Hinscheiden traf ein Brief von ihm ein, in dem er sich, wie gewöhnlich, bitterlich darüber beklagte, daß er so hoffnungslos auf den Vultschemel seines Bankhauses festgeleckt sei, daß er mit kärgem Lohne in dem reichen Lande sich durchkämpfen müsse, in dem andere, die nicht besser seien als er selbst — das war auf mich gemünzt — ohne allzu große Mühe wohlhabend würden; er hätte eben sein Glück um.

Nun, ich wollte dem wackeren Buchhalter eine Chance geben; ich lud ihn ein, in den Dienst des Imparcial zu treten und Wards Geschäfte zu übernehmen; auf der einen Seite stellte ich ihm in Aussicht, daß er in Wäde Procurist unseres Geschäftes werden, sich also eine Lebensstellung erringen könne, wenn der Imparcial die große Entwicklung nähme, die wir von ihm erwarteten; auf der anderen Seite versicherte ich ihm nicht, daß das Schaffen im alühenden Sonnenbrande der Wüste, das Dasein im weitentlegenen Minenhause ein nicht ganz angenehmes sei, während uns stets der Mißerfolg arm und bekümmert von dannen jagen könne, wenn wir aus unseren Träumen von silbernen Schätzen erwachten.

Aus Hermann Schmidts Antwortschreiben notiere ich ein paar Sätze:

„Ich muß an meine Gesundheit dabei denken! Was nützt es, wenn ich die ganze Welt gewinne und nehme Schaden an meinem Leibe? Wer eine Million verdient und sie wegen eines verdorbenen Magens nicht genießen kann, ist elender daran als der, der gar nichts hat. Und da drinnen ist es fürchterlich — in diesem Herenfessel wird der zähste Broten in einem Jahre mürbe. Ja, Sie, Sie haben eine andere Natur als ich...“

Die Buchhaltung ist eine trodene Beschäftigung im ewigen Einerlei; wer sich nicht wenigstens gelegentlich etwas anschauchen kann, wer nicht die Lede des Tages durch die Abwechslung am Abend zu unterbrechen vermag, der geht über den beiden Seiten des Hauptbuches zugrunde. So erging es ja Herrn Ward — und ich habe keine Neigung sein Schicksal zu teilen; nein, wahrlich nicht! Sie dürfen sich nicht damit vergleichen: Ihre Tätigkeit ist eine andere. Sie schaffen draußen im Berge; Ihre Arbeit hält Sie in Spannung, in Atem; Sie erdrückt nicht das Bleigewicht der Langenweile. Ihr Leben besteht nicht im Aufaddieren kirchturnhoher Zahlenäulen; und zudem besitzen Sie andere, wissenschaftliche Interessen, die Ihnen über eine gelegentliche kleine Sanddüne Ihrer Wanderung hinwegzuhelfen vermögen, während mich die sogenannten höheren Dinge nicht berühren...“

(Fortf. folgt.)

Die Erweckung der Maria Carmen.

46) Von Ludwig Brinkmann.

„Glückauf, Glückauf!“ Mit diesem Rufe begrüßte mich Stuart freudig am Nachmittage.

Er hat mich in schweren Gedanken überrascht, ja, ich will es gern gestehen, fast weinend. Was ist es mir, was mich so bange macht? Das bißchen Schrecken vom Morgen? Der Schreck, als mir ein paar Steine um die Ohren flogen? Es ist etwas nicht ganz in Ordnung in meinen Nerven, zweifellos! Ich werde eilen müssen aus diesem Blutmeere hinauszukommen, ins Hochgebirge hinein, zu meinen Wässern, zu meinen Arbeiten. Dort ist es leichter zu leben.

„Komme in den Patio hinaus — die ersten Fuhren Erz liegen da!“

Ich folgte Stuart. Das, was um Mittag aus dem Innern des Berge herausgepresst war, das blaugraue Erz, lag auf dem Hofe zu einem stattlichen Haufen geschichtet. Und der helle Sonnenglanz ward in glühenden Reflexen von den Adern aus Silberkies zurückgeworfen; man sah fast sinnlich, daß hier ein Berg des Reichtums, daß hier ein verhängnisvoller Schatz trügerischer, türkischer Zwerge aufgestapelt war.

„Freut es Dich gar nicht, Lewis, den ersten Erfolg unserer Arbeit endlich zu sehen, endlich einmal handgreiflich allem Volke beweisen zu können, daß hier etwas geschaffen worden ist? Wer darf jetzt noch Zweifel hegen? Niemand! Und von heute an wird sich die Zukunft unseres Unternehmens etwas anders gestalten, darauf kannst Du Dich verlassen!“

„Freuer tut es mich schon, John, und doch, ich habe so seltsame Gedanken — ich bin wohl ein wenig angegriffen, ich weiß nicht.“

„Nun, was gibt's?“

„Sag' mal, John, wenn der ganze Berg aus Silber ist, wie es nun den Anschein hat, warum haben dann unsere Vorgänger ihn im Stich gelassen?“

„Nimm es nicht übel, Lewis, aber das ist wirklich eine einfache Frage! Du hast doch mit all Deinen elektrischen Pumpen Mühe genug gehabt, Herr der Situation zu werden, und fast wäre es auch Dir gründlich mißlungen; es ist schon klar genug, woran die Leute gescheitert sind!“

„Ich weiß nicht! Was haben die alles geleistet; haben, wie Du doch glaubst, drei Meilen lang den Berg durchstöben, von unserem Hause bis in das Tal des Todes. Das sieht

geblafenheit seiner vielen Fremden gibt es Bierlein, die zusammen ein paar Hundert Gebietermeister umfassen und wo 60 000 solcher Proletarier wohnen — was sage ich — verkommen. In diesen Kellerkloster besteht das ganze Hausgerät aus einem paar wackigen Stühlen, einem alten Tisch, einem blechern Ofen und — einem Heiligenbild. Die Lagerstätten sind mit Maisstroh gefüllte Säcke. In einem Keller bauen oft fünf und sechs Familien; die einzelnen „Wohnungen“ sind mittels Säcke von einander getrennt. Die Frauen sind arme, elende Weibchen, dürr, hängebrüstig, meist nur mit einem Fetzen von Rod bekleidet. Die Männer rennen tagsüber nach einem, wenn auch noch so geringen Verdienst umher, um das Geld zusammenzubringen zu einem Brot aus schlechtestem und gefälligstem Mehl, zu einem Stück Käse, das in ranzigem Del gebraten wird. Kagen- und Hundfleisch, Pferde- und Fiedelweber sind Festgerichte.

Und in diesen Löchern werden Kinder geboren und großgezogen. Das ist das Entsetzlichste! Man muß die bleichen, kropfbrüchigen Geschöpfe gesehen haben, um zu begreifen, was hier an der Menschheit für ein Verbrechen verübt wird. Immer hungrig und doch nur als unnützer Fresser angesehen, schärft sich des Kindes Sinn frühzeitig auf das Brutemachen. Der erste Schritt aus der Kellerhöhle ist zumeist der erste Schritt auf der Wahn, die in das Gefängnis und Jugendhaus führt. Die Mädchen werden Verlorene schon in frühesten Jugend.

So war es allgemein noch vor 20 Jahren, so ist es vielfach noch jetzt.

Der Fondaco war und ist teilweise noch heute die Stätte, woher die Kamorra ihre Rekruten bezog. Ja, die Kamorra, sie spukt in vielen Köpfen. Romane sind darüber geschrieben worden, viel Phantasie. Die einen nennen sie Verbrecherorganisationen, die anderen politische Organisationen, die mit Verbrechen und Terror arbeiten. Ich sage: die Kamorra ist eine soziale Erscheinung. Sie mußte entstehen unter einer Sonne, die das Blut heißer durch die Adern jagt, in einem Lande, wo die Gesellschaft das Proletariat rücksichtslos in den tiefsten Schmutz trat, sich auch nicht der elementarsten Pflicht gegen die Armen und Elenden erinnerte. Die Kamorra war die ungeliebte Reaktion des im Elend geborenen, im Elend verkommenen Volkes Süditaliens gegen die Unterdrücker und Ausbeuter. Ihre Mittel waren echt reaktionäre, Mittel des Verbrechens. Dabei waren die großen Teile der Kamorristen wieder nichts anderes als Ausbeutete. Die Masse der Kamorristen arbeitete meist unbewußt für politische Zwecke, die ihr Ziel mit Verbrechen und Verdröhung erreichen wollten; sie arbeiteten für kapitalistische Verbrecher, die ihr Geld in Verbrechen anlegten; die Kamorristen waren ihre Werkzeuge und trugen die Verantwortung dafür.

Der Sozialismus ist es, der die Kamorra in ihrer Wurzel getroffen hat. Dadurch, daß unsere italienischen Genossen die Idee der politischen und gewerkschaftlichen Organisation in das Volk gebracht haben, dadurch, daß sie den Kampf organisiert haben gegen die Gesellschaft, die verantwortlich ist für alles Elend und Leid des Proletariats, dadurch, daß sie ihm die wirtschaftliche Umgestaltung als das Ziel seines Kampfes hinstellten, haben sie das unheimliche Wirken der Kamorra und anderer Geheimgesellschaften gebrochen. Es ist noch nicht alles erreicht. Aber es ist viel erreicht.

Schlimmer noch als in Neapel sind die sozialen Verhältnisse in Sizilien. Diese Insel könnte eine Kornkammer Italiens sein. Sie war es auch einmal. Aber das historisch Gewordene lastet schwer auf diesem Lande, wo die Natur ihre Gaben mit reichspendenden Händen geben würde. Ueber drei Millionen Menschen wohnen auf der Insel. Ein paar Tausend davon leben als Menschen; einige Hundert spielen die Herren, prassen und schwelgen. Die Millionen der Sizilianer hungern und verelenden.

Die Herren sind die Nachkommen der beschäftigten Barone des Mittelalters. Von ihren Vätern, richtigen Großgrundbesitzern, haben sie angeheure Landstücke geerbt. Diese Latifundien haben Sizilien wirtschaftlich zugrunde gerichtet und das Volk in materiellen und sittlichen Verberd gestürzt. Tagelang kann man durch den Grundbesitz eines Einzigen wandern, ohne eine Aehre zu sehen, nirgends ein Aebau, trotzdem die Erde hundertfältige Frucht geben würde. Man könnte denken, das Land sei herrenlos. Das ist es nicht. Sein Herr kann oder mag nur nicht das Land bebauen. Aber wehe dem armen Schelm, der sich das Land urbar macht. Ihm winkt schwerste Strafe. Warum aber bebaut der Herr das Land nicht? Um nicht Steuern bezahlen zu müssen. Das ist der Staatsfinn der vom Staate geschützten italienischen Landbarone.

Der Bauer soll der Steuerzahler bleiben, der Bauer und der Arbeiter. Für drei Scheffel Aebrododen bezahlt der Bauer im Jahr 127 Lire allgemeine Steuern, 100 Lire Bodensteuer, sonstige Abgaben 50 Lire, für den Wirtschaftsbetrieb gibt er aus 30 Lire, und einnimmt er — höchstens 600 Lire. Jedes, selbst das geegnetste Jahr schließt mit neuen Schulden für den Bauern ab. Immer tiefer kommt er in Abhängigkeit vom Herrn, der ihn zum Sklaven begradiert. Sogar das Scheren des Haupt- und Barthaars gebietet er ihm.

Ein sizilianisches Bauernhaus ist nicht viel mehr als ein Stall, meist sogar viel weniger. Es besteht aus einem einzigen Raum, mit einer einzigen Deckung, die Tür, Fenster und Schornstein zugleich ist. Durch das Dach tropft der Regen. Die Familie liegt auf Strohhalm und in demselben Raum steht der Esel oder das Maultier,

haust das Schwein und gadernd die Hühner. Fleisch hat der Bauer selten, außer es verendet einmal ein Stück Vieh.

Noch schlimmer — materiell — ist der Feldarbeiter daran, obwohl er sozial unabhängiger ist als der Bauer und deshalb von ihm beneidet wird. Freilich hat der Landarbeiter auf Sizilien meist nur die Hälfte im Jahre Beschäftigung. Er verdient dann wöchentlich bis zu 10 Lire. Aber dieser Lohn wird ihm in lauter Kupfermünzen ausgezahlt, und die Herren mischen darunter betrügerische weisse solche, die längst entwertet sind. Für ein elendes, feuchtes Loch, worin er mit seiner Familie auf Strohhalm schläft, zahlt er jährlich 70 und mehr Lire. Auf seinem schwarzen Brot liegt eine Verzehrsteuer. Im Frühjahr, wenn er keine Arbeit hat, geht er ins Gras; er sucht an Hecken und Rainen Kräuter und Grünzeug, die er mit heißem Wasser ausbrüht und ohne Salz als Nahrung verschlingt.

Zwischen den Latifundienbesitzern und den Bauern und Landarbeitern stehen die verschiedenen Arten Kasseier, ein rohes, gewalttätiges Gesindel, das sich zu 90 Proz. aus ehemaligen Zuchthauslern zusammensetzt, die getreue Schutzwache der Herren bildet, die Bauern und Landarbeiter schändet und für eigene Rechnung extra ausbeutet.

Und doch ist das Leben der Bauern und Landarbeiter noch ein paradiesisches gegenüber dem Leben der Arbeiter in den sizilianischen Schwefelgruben. Dieselben Latifundienbesitzer, die den sizilianischen Bauern und Landarbeiter in das tiefste Elend gestoßen haben, machen den Arbeitern in ihren Schwefelgruben das Leben zur Hölle. Nur Menschen können Menschen derartig erniedrigen und mißhandeln. Der Zuchthäusler, der entsprungene ist und unter den Hottentaten (Schwefelgrubenarbeitern) eine Zufluchtsstätte gefunden hat, flieht aus dieser Hölle wieder ins Zuchthaus zurück. Irgend welche hygienischen oder sonst schützenden Einrichtungen finden sich in den Schwefelgruben nicht. Ausbeutung, höchster Gewinn sind die einzigen Regeln für den Betrieb.

Die Arbeitszeit bei den Caruffi, so nennt man die Schwefelgrubenarbeiter wegen ihres kalten Kopfes auch, beträgt bis zu vierzehn Stunden im Tage. Die Luft in den Gruben ist geradezu vergiftet. Und Kinder von sechs Jahren an arbeiten darin! Die Arbeit mißhandelt den Körper, verkrümmt das Rückgrat, dazu treten besonders bei den Kindern Mißhandlungen aller Art. Die Folge: Keunzig von Hundert der Arbeiter sind körperlich entartet. Die aus den Schwefelgruben sich stellenden Rekruten sehen aus wie Buben von 14 und 15 Jahren.

Der Lohn ist der erbärmlichste. Dabei herrscht noch das Trudsystem. Der Arbeiter erhält seinen Lohn nicht in Bargeld, sondern in Waren. Er erhält verdorbene Waren, die ihm zu höchsten Preisen angerechnet werden. Dabei begaunern ihn die Unternehmer noch mit falschem Maß und Gewicht.

Was Wunder, wenn unter solchen sozialen Zuständen auch in Sizilien die geheimen Gesellschaften, die Mafia und wie sie alle heißen mögen, blühen und noch blühen. Das Verbrechen ist die ungeliebte Reaktion auf ungeliebte soziale Zustände. Aber auch auf Sizilien hat der Sozialismus seine organisatorische Kraft eingeleitet, die Arbeiter und Bauern gesammelt, ihnen die Ursachen ihres Elendes gezeigt und sie zum organisierten politischen und wirtschaftlichen Kampf gesammelt. Und der Sozialismus hat Früchte geerntet. In vielen Streiks haben Landarbeiter und Schwefelgrubenarbeiter um Verbesserung ihrer Lage gekämpft und Erfolge errungen. Die Bauern haben sich aufgelebt und Erleichterungen erhalten. Freilich, die Waffen der italienischen Regierung — Militär und Justiz — standen immer auf Seiten der rücksichtslosen Ausbeuter. So manche Opfer fielen.

Ich habe das nicht geschrieben, um aus meinen Stein auf Italien zu werfen. Ich schreibe nur, was ist. Ja, Italien hat seine Irredenta, wie jedes kapitalistische Land. Dieses unerlöste Italien ist kein Proletariat, besonders das süditalienische. Als wahre Vaterlandsfreunde haben unsere italienischen Parteigenossen sich daher gegen den Krieg erklärt, weil sie wissen, daß kein Land und kein Volk als Heiland und Erlöser auftreten kann, wenn im eigenen Lande und Volk noch so vieles unheilvoll und unerlöst ist. So.

## Kleines Feuilleton.

### Seide in der Mark Brandenburg.

Eine der wirtschaftlichen Folgen des letzten Kriegesabchnitts ist, daß die Rohseide aus Italien nicht mehr zugeht. Nun, unsere Industrie wird sich schon auf andere Weise helfen, und es ist nicht anzunehmen, daß die Seideneinfuhr bei uns gänzlich aufhöret. Bei dieser Gelegenheit erinnert die „Röln. Zig.“ daran, wieviel Verluste im 18. Jahrhundert bei uns gemacht wurden, die Seidenraupenzucht in Deutschland heimisch zu machen, um so Geld im Lande zu machen, und womöglich das eigene Erzeugnis mit Nutzen abzuleiten. Was war ja die fixe Idee aller Könige des Rokoko, die nach den damals herrschenden politischen Grundlügen weder Geld noch Menschen gern über die Landesgrenze gehen ließen. Um solche Kleinigkeiten, wie Klima und Bodenbeschaffenheit, kümmerten sie sich dabei wenig; eine Bananenpflanze in der Aebnergrube Seide anzulegen, hätte durchaus im Gesichtskreis der damaligen Wirtschaftspolitik gelegen. Es kam auch wohl dabei, daß die einzelnen Staaten damals die Ausfuhr ihrer kostbaren industriellen Erzeugnisse als Monopole hüteten und mit allen Mitteln

zu verhindern suchten, daß die Nachbarn sich auch dergleichen aus eigenen Kräften verschafften. Man erinnere sich der fiktiven wie ein Roman klingenden Entführungsgeschichte benetianischer Spiegelarbeiter durch Colbert am Ende des 17. Jahrhunderts nach Frankreich. Unter tausend Vorsichtsmaßregeln mußten sie mit Hilfe des französischen Gesandten in Venedig über die Grenze geschafft werden; sowie die Entführung bekannt war, arbeitete wieder der benetianische Vertreter in Paris; er ließ die Flüchtlinge durch Frauenzimmer bearbeiten, um sie zur Rückkehr zu bewegen, sogar Vergiftungsgeschichten kamen dabei vor, aber alles war umsonst; die Spiegel-fabrikation blieb in Frankreich und brachte bald dem Lande Millionen ein.

Neulich war es auch mit der Seide. Die Seidenweber wurden überall streng überwacht, ihre Auswanderung war durchaus verboten. Die preußischen Könige hatten trotzdem schon früh versucht, sich solche zu verschaffen, um auf jeden Fall die Maulbeerplantagen und die Seidenzucht in ihrem Lande heimisch zu machen, und sie suchten ihre Untertanen mit der ihnen eigenen Energie von deren Nützlichkeit zu überzeugen. Das letztere gelang freilich nicht immer. Eine besondere Liebhaberei für die Seidenzucht in der Mark Brandenburg hatte Friedrich der Große, der bedeutende Hoffnungen auf sie setzte. Noch heute sind in dem Orte Friedrichshagen, südöstlich von Berlin, der von ihm gegründet wurde, die auf seine Veranlassung gepflanzten Maulbeeräcker zu sehen; sein Denkmal schmückt dafür den freien Platz in der Mitte der Hauptstraße. Es gab in der Friedrichstadt in Berlin damals eine Seidenfabrik des Hofes, bei der gegen 1500 Arbeiter angestellt waren. Die Loden aus allen möglichen Ländern, aus der Schweiz, aus Südbankreich, meistens wohl aus Italien, und bildeten inmitten der christlichen Berliner Bürgerbevölkerung eine fremde Kolonie, mit der man nicht immer zufrieden war. Sie brachten fremde Sprachen, fremde Gewohnheiten und fremde Ansichten mit, und nach einiger Zeit zeigte es sich, daß eine scharfe Uebervachung notwendig war. Sie lösteten außerdem eine Menge Geld, dem jeder Familie von Seidenwebern, die sich zur Auswanderung entschloß, wurden außer dem Lohne 50 Taler Reisegeld bewilligt. Ganz sicher war man ihrer zudem nie; von Haus aus waren es ja doch meistens unruhige Leute, und sie suchten manchmal ebenso rasch wieder aus dem Lande herauszukommen, als sie hineingegangen waren. Doch die preußische Polizei baute schon damals gut auf. Der nächste Zweck wurde jedenfalls erreicht, die seidenen Stoffe wurden etwas billiger in Berlin und die Schönen der Hauptstadt waren zufrieden. Der Ertrag an Seide stieg bedeutend während der Regierungszeit Friedrich des Großen und ging erst nach ihm langsam immer mehr zurück. Auf die Dauer konnte die Seidenraupenzucht sich eben doch nicht mit dem norddeutschen Klima vertragen. Indessen wird doch von einigen zeitgenössischen Schriftstellern behauptet, daß es um 1780 etwa 3000 Bestände in der Mark Brandenburg gab, und daß gegen 10 000 Menschen dabei ihr Brot fanden. Besonders auf dem Lande verkümmerte die Regierung kein Mittel, um Lehrer und Pastoren zu ermutigen, Maulbeerplantagen anzulegen; sie bekamen dafür besondere Prämien. So wurde das Dorf Kowatow, heute eine Art Vorstadt von Potsdam, eine Art Mittelpunkt der Seidenkultur in der Umgebung Berlins; hier siedelten sich eine Menge fremder Weber an.

(Die Seidenraupenzucht ist übrigens inzwischen wieder in der Mark versucht worden und gelungen. Ob sie aber in größerem Maßstabe lohnen wird, ist fraglich.)

## Notizen.

— Deutsche Kunst in Belgien. Mitglieder der Hoftheater in Berlin, Dresden, München und Stuttgart veranstalten in Belgien eine Reihe von Konzerten, deren erstes im Brüsseler Parktheater stattfand. Auch Krankehäuser werden sich dieser Darbietungen erfreuen können.

— Ein Autor, der am Kriege nichts verdienen will. Sven Hedrin, der schwedische Forschungsreisende, der vorigen Herbst die deutsche Westfront besuchte und seine Erlebnisse und Beobachtungen in dem Buche „Ein Volk in Waffen“ veröffentlichte, hat das Honorar, das ihm dafür zustel, dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Roten Kreuz überwiesen; im ganzen 75 880 Mark.

— Die Vögel singen weiter... Im Felde ist mehrfach festgestellt worden, daß die Vögel auf den Schlachtfeldern zu singen fortfahren. So schreibt ein Feldgraner aus der Gegend von Prasnitz in Nordpolen:

Auch hier finden wir, daß sich die Vögel durch den Schlachtenlärm in ihrer Sangeslust durchaus nicht stören lassen. Bei der großen Menge Leichen dieser Gegend können wir dies fast täglich beobachten, sei es, daß sie ihre Lieder direkt vor den abfeuernden Batterien oder im Bereich der einschlagenden Granaten, beim Aufsteigen lustig weitertrillen.

— Die Erdölgewinnung Rumaniens hat sich im ersten Vierteljahr 1915 nach der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure wieder erheblich gesteigert, und zwar auf 468 685 Tonnen gegenüber 431 280 Tonnen im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Es ist dies in erster Linie auf das Auftreten einer Anzahl neuer Erduellen zurückzuführen. Für die rumänische Erdölindustrie bestehen jedoch große Schwierigkeiten, die großen Mengen Erdöl zu lagern oder auszuführen.

## Sozialdemokratischer Wahlverein Charlottenburg.

Am Freitag, den 9. Juli, abends 8 1/2 Uhr:  
**Mitglieder-Versammlung**  
im Volkshause, Nossenstraße 3.  
Eine äußerst wichtige Tagesordnung verlangt das Erscheinen eines jeden Mitgliedes.  
Der Vorstand.

## Deutscher Holzarbeiter-Verband

Verwaltung Berlin.  
Tel.-Amt Norkplatz 10623, 3078. Bureau: Rungestraße 30.

## Sitzung der Ortsverwaltung.

Die Bezirksversammlungen der  
**Einsetzer**

finden am Sonntag, den 11. Juli, vormittags 10 Uhr, in den bekannten Lokalen statt.

Achtung! Am 8. Bezirk wird nach wie vor listiert. 85/9

## Rose-Theater.

8 1/2 Uhr: Die Fliegerbraut.  
Gartenbühne: Lieb Vaterland

## Walhalla-Theater.

8 Uhr: Von Stufe zu Stufe.  
Gartenbühne: Apollo-Sänger

## Wo? ist der schönste Ausflugsort?

Zimmer noch Pichelswerder,  
an der neuen Pöerstraße

Responsible Redakteur: Fried. Dielepp, Reutöhlen. Für den

## Voigt-Theater.

Badstr. 68. Badstr. 68.

Täglich: „Tausend und eine Nacht.“

Volkstümlich mit Gesang in 3 Aufzügen.

Erstklassiges Varieté

Kasseneröffnung 10 Uhr. Anf. 4 Uhr.

## Theater für Freitag, den 9. Juli.

Deutsches Künstler-Theater.  
8 1/2 Uhr: Die Schöne vom Strand.  
Deutsches Opernhaus Charlottb.  
8 Uhr: Hans Heiling  
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.  
8 1/2 Uhr: O, diese Leutnants!  
Kleines Theater.  
8 1/2 Uhr: Ein kostbares Leben.  
Lessing-Theater.  
8 1/2 Uhr: Seine einzige Frau.  
Lustspielhaus.  
8 1/2 Uhr: Herrschaftl. Diener gesucht

## URANIA

Taubenstraße 48/49.

8 Uhr:

An den Grenzen von Südtirol und Italien.

## Palast

Tägl. 8 Uhr. Sonntags 3 1/2 u. 8 Uhr

Das neue Juli-Varieté-Programm!

Wieder eine Steigerung gegen den vorig. Monat.

Das lenkbare Luftschiff im Zuschauerraum!

Der Menschaffe „Urian“ als Universal-Künstler.

Robert Steidl mit seinen neuen

? Paini? — „Charlotte“ — Negro

Arras-Trio — 3 Rogges usw.

Responsible Redakteur: Fried. Dielepp, Reutöhlen. Für den

Infertenteil verantw.: Th. Glöck, Berlin, Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

## Reichshallen-Theater.

Stettiner Sänger. Anf. 8 U.

Am 157. Male:

Im Schützengraben

Militärisch. Zeit-

bild von Mehl.

Militärpersonen u. deren Angehörigen

freier Zutritt zu d. Stett. Sängern.

## Unauffällig

erhält ergrautes Haar gleichm. Natur-

farbe wieder d. Keibel's „Regenerator“.

(Keine Farbe, das unverwundbar.) Wirkt

allmählich u. absolut unschädlich ein.)

Preis: 1/2 M. 3.—, franko 3.50 durch

Otto Keibel, Berlin 43, Eisenbahnstr. 4.

## Reuters Werke

3 Bände 4 Mark

Buchhandlung Vorwärts

## Gewerkschaftshaus

Im herrlichen Naturgarten (der Cafe des Ostens):

(Treffpunkt unter dem Bötterbaum!)

Täglich: Konzert unter persönlicher Leitung des

Komponisten Oschelt.

## Sonabend abend und Sonntag:

## Großes Gänserösten.

Eine ganze Gans gebraten . . . 4,50 M.

Eine viertel Gans . . . 1,25 „

Es ist uns gelungen, einen großen Posten Rälber, Schweine, Gänse,

Wild und Geflügel preiswert einzukaufen und bringen dieselben heute,

den 9. Juli, zum Verkauf. Der Verkauf findet von 2—6 Uhr statt und

nicht unter 5 Pfund.

Cafekaffee, Brau und

Ein Rollen Zupfennochen, das Pfund 15 Pf.

Hohe Gänseleine, das Stück . . . 1,20 M.